



*A. Glass*  
**FAUSTRECHT**

**Tagebuch einer Heimkarriere**

Dieses Buch ist all denen gewidmet, die in einem Kinderheim oder unter ähnlichen Verhältnissen aufwuchsen wie ich. Es ist für all die Kids, die ihre Träume und ihre Kindheit viel zu früh aufgeben mussten und in einer Welt voll Scheiße gestoßen wurden.



Wäre es nicht schön, wenn meiner Geschichte so anfangen würde: „Es war einmal vor nicht allzu langer Zeit in einem weit entfernten Land, wo immer die Sonne scheint, der Himmel in wunderschönem Blau und Felder in sattem Grün erstrahlen. Junge Pferde tollten auf der Weide, Katzen haschten nach bunten Schmetterlinge am Flussufer, Vögel ziehen am Horizont ihre Runden und die Menschen, jung wie alt, sind freundlich, leben miteinander in Harmonie, in Sicherheit geborgen. Sorgen und Probleme gibt es nicht, da eine gütige und gerechte Königin über dieses Land herrschte. Alle sind glücklich und zufrieden ...“

... und Scheiße fällt nach unten: Mit einem Ruck reißt mich die Hebamme aus diesem Traum und dem Leib meiner Mutter. Keine Sonne am Himmel, nur ein regnerischer Tag im Juni.

Ich wollte zwar aus dem schützenden Körper meiner Mutter unbedingt ‘raus, etwas sanfter wäre aber nett gewesen. Dann eben so, schließlich drängte es mich mit allen Sinnen, die (Traum-)Welt zu entdecken. Was ich umgehend bereute, da der Arzt mir den ersten Schlag meines Lebens auf meinen blutverschmierten Babyhintern verpasste, kaum, dass ich einmal geblinzelt hatte. Dies war nicht das einzige Unangenehme im Zusammenhang mit meiner Geburt. Denn da ich mich dazu entschieden hatte, mit dem Hintern voran auf die Welt zu kommen, musste mich besagter Arzt vor der Entbindung erst einmal in die richtige Position drehen. Dabei brach er mir blöderweise einen Arm und den Kiefer. Diesen schmerzhaften Eintritt in die Welt könnte man durchaus als Vorgeschmack auf das, was noch auf mich zukommen würde, interpretieren.

Hätte ich das damals als Säugling auch nur im Ansatz errahnen können, ich wäre zurück in den Bauch meiner Mutter gekrabbelt, hätte die Tür hinter mir zugeschmissen und ganz fest abgeschlossen. Ich war vom ersten Schrei an ein ungewöhnliches Kind – wobei meine Mutter allerdings das Wort „anstrengend“ bevorzugte, *was sie mich auch über Jahre nicht vergessen ließ.*

Ich hatte von Anfang an meinen eigenen Kopf (den ich glücklicherweise auch heute noch habe): Wenn alle Kinder Hunger hatten, wollte ich lieber schlafen, doch sobald die anderen Kinder schliefen, wollte ich Milch. Also brüllte ich, bis ich meine Milch bekam und hielt sämtliche Schwestern der Säuglingsstation auf Trab, denn eins ist klar – schreit ein Kind, schreien in Null Komma Nix alle anderen auch. Ich glaube, das war ein nervenaufreibender Job für die Dienst habenden Säuglingsschwestern. Offensichtlich dermaßen stressig, dass ich öfter mal verwechselt wurde. Ich erinnere mich zwar nicht an diese sehr frühen Jugendsünden, sehr wohl aber an meine Mutter, die mich im Alter von sechs Jahren wutentbrannt mit den Worten anschrie:

“Hätten die dich damals im Krankenhaus doch nur verwechselt und mir ein anderes Baby mitgegeben... dann müsste ich diese ganze Scheiße mit dir nicht mitmachen!“

Was meine Mutter nicht ahnte, war, dass ich mir ebenfalls wünschte, eine Verwechslung zu sein und meine wahren Eltern in einem fernen Land, wo noch Milch und Honig fließen, auf mich warten würden. Ja, Scheiße! Warum musste es meine Mutter jedes Mal merken, dass die Schwestern ihr ein anderes Kind brachten? Blöderweise hatte und habe ich einen kleinen Knubbel am Ohr, ein unverwechselbares Merkmal. Wäre der nicht, wären meine Eltern nicht meine Eltern und mein Leben wäre definitiv anders verlaufen. Dann würde ich aber wohl auch dieses Buch nicht schreiben.

Ohrfeigen und verbale Entgleisungen meiner Mutter gehörten so selbstverständlich zu meinem Leben wie Atmen oder Schlafen. Lange bevor ich sechs wurde. Heute glaube ich, dass meine Mutter mit einem Kind, vor allem einem angeblich so schwierigen wie mir, überfordert war. Sie schlug mich fast ständig, weil ich so viel brüllte – aber Babys brüllen nun mal, besonderes solche, die mit gebrochenem Arm und Kiefer zur Welt kommen. Das mir das Trinken an der Titte, vermutlich durch den verletzten Kiefer, Schmerzen verursacht hat, kam meiner Mutter wohl nicht in den Sinn. Logisch, dass ich beim Stillen nicht ruhiger wurde, ganz im Gegenteil. Das wiederum trieb meine Mutter dermaßen zur Weißglut, dass Sie mich würgte, um mein Brüllen zu beenden.

Ein Baby zu würgen, das wegen Schmerzen brüllt oder einfach nur, weil es eben ein Baby ist, ist so hirnrissig, wie Feuer mit Benzin zu bekämpfen. Lohnt sich nicht wirklich, oder?

Natürlich kann ich mich nicht daran erinnern, dass meine Mutter dies getan hat, erfuhr es aber später aus den Akten des Jugendamtes. Ob es wahr ist oder nicht, kann ich nicht bezeugen, aber eines kann ich bestätigen: Meine Mutter hatte keine Scheu, körperliche Gewalt als erzieherische Maßnahme einzusetzen – nicht zuletzt, weil sie es aus ihrer eigenen Kindheit gar nicht anders kannte.

Oft habe mich gefragt, was für ein Mensch meine Mutter ist und wie sie zu der Person wurde, die mich zeitweise großgezogen hat. Viele Kinder reden von ihrer Mutter als „die liebste und beste Mama“ auf der ganzen Welt. Meine Mutter dagegen war ein echter Scheißhaufen, wobei das auf manche Situation bezogen noch untertrieben ist. Aber um bei der Wahrheit zu bleiben: es gab auch gute Momente mit ihr. Leider nur sehr wenige. Ich weiß nicht viel über meine Mutter – sie und auch mein Vater sind mir immer fremd geblieben, eine wirkliche Beziehung hat es nie gegeben und wird es wohl auch nicht mehr geben. Noch heute kommen sie mir vor wie Aliens von einem anderen Stern. Meinen leiblichen Vater kenne ich nicht einmal. In meiner Vorstellung ist er eh tot und vergammelt hoffentlich in irgendeiner Kiste, dieser Typ, der mich mit meiner Mutter allein gelassen hat!

Was meine Mutter angeht, weiß ich schon etwas mehr. Aber kennengelernt habe ich sie nie wirklich. Sie wurde mit 19 Jahren ungewollt schwanger und war damit zum Zeitpunkt meiner Geburt erst 20 Jahre alt. Hallo, selbst ich bin froh, dass meine beiden Kinder zur Welt kamen, als ich um einiges älter war! Denn ich wäre mit 19 Jahren ebenso überfordert gewesen wie meine Mutter damals mit mir. Ich finde, dass man sein Leben erst mal leben und voll auskosten sollte. Denn sei es mit 19 oder noch schlimmer, mit 14 Jahren – es ist wie es ist, man ist irgendwie selber noch ein Kind.

Und stößt verdammt schnell an seine Grenzen, weiß mit den Anforderungen, die so ein kleines Wesen mit sich bringt, nicht umzugehen. Das aber rechtfertigt allerdings nicht die Dinge, die meine Mutter mir angetan hat. Egal, wie sehr meine Kinder brüllen, egal, wie überfordert ich mich fühle, weil ich nicht weiß, wie ich meine Kinder beruhigen kann – ich habe sie nie und werde sie nie schlagen. Nichts entschuldigt die Gewalt, die einem kleinen Wurm oder Kindern egal welchen Alters angetan wird.

Meine Mutter war, genau wie ich, in ihrer Familie mehr oder minder unerwünscht. Auch sie musste bereits in sehr jungen Jahren Schläge und Gewalt über sich ergehen lassen. Mein Opa ging soweit, dass er ihr unter anderem eines Tages am Mittagstisch die Schneidezähne ausschlug. Entbehrungen und Sehnsucht nach Liebe kannte sie vermutlich genauso wie ich, war früh auf sich selbst gestellt.

Auch das Gefühl von Angst und Hilflosigkeit waren ihr sicherlich nicht fremd. Falls es eine Form von „Liebe“ in ihrer Kindheit gegeben hatte, hat sie die jedenfalls nur in Verbindung mit Gewalt erfahren – so wie ich später durch sie.

Fakt ist, dass meine Eltern keine besonders glückliche Ehe führten und wir als Familie von vorneherein keine Chance hatten, eine Vorzeigefamilie zu werden. Nach außen wurde der Schein gewahrt, hinter verschlossenen Türen fand das Chaos der Gefühle statt. Gewalt inklusive. Ich glaube, bevor ich zur Welt kam, war die Beziehung meiner Eltern noch halbwegs intakt. Vielleicht liebten meine Eltern sich sogar auf ihre eigene perverse Art und Weise. Doch mit der Zeit lebten sie sich offenbar auseinander. Alles begann, wie so oft, mit kleinen Streitereien, die jedoch rasch eskalierten. Wobei mein Vater meine Mutter auch mal gerne die Fresse polierte oder andere Spielarten der Gewalt an ihr ausprobierte. Meine Eltern wussten vermutlich nicht, wie man eine Partnerschaft in Achtung und Liebe lebt.

Denn wie soll man Gefühle entwickeln, die man nicht kennt, weil man sie in der eigenen Familie nie erfahren hat oder jemals mit jemanden darüber sprechen konnte, um zumindest eine Vorstellung davon zu bekommen, wie „normales“ Zusammenleben funktioniert. Ich selbst habe von den Streitereien und den Auseinandersetzungen meiner Eltern nichts mitbekommen. Schließlich war ich noch ein Baby – also Null Erinnerung. Als mir dann später die eine oder andere Geschichte zu Ohren kam, habe ich nicht verstehen können, warum sie sich das gegenseitig angetan haben. Heute glaube ich, dass sie einfach nicht wussten, wie sie mit ihren positiven wie negativen Gefühlen füreinander umgehen sollten. Sie waren nicht in der Lage, das Gespräch zu suchen und die Dinge offen auszusprechen. Vielleicht war ihnen aber auch gar nicht bewusst, was sie überhaupt für einander empfanden. Anstatt für ihre Beziehung zu arbeiten trugen sie erbitterte Machtkämpfe aus. Irgendwann reichte es meiner Mutter endgültig, sie ließ sich scheiden. Meinem Vater war es vermutlich scheißegal, da er zu diesem Zeitpunkt schon wie ein Loch gesoffen und garantiert nicht mehr viel mitbekommen hat.

Meine Gefühle für meine Mutter und meinen Vater sind bis heute sehr ambivalent. Einerseits war meine Mutter mein Hass, ein bösesartiges Geschwür, das ich mir am liebsten aus dem Herzen gerissen hätte. Genau genommen verband meine Mutter und mich eine Art Hassliebe, was ja zumindest auch eine Art Liebe ist. Ich hasse sie heute noch für alles, was mir angetan hat. Ich hasse sie, weil sie mir keine Mutter sein konnte und mir nie die Liebe gab, die jedes Kind so dringend braucht. Ich hasse sie, weil sie nicht da war, wenn ich Sorgen und Nöte hatte. Ich hasse sie, weil sie mich als ihren Sohn immer abgelehnt hat. Warum kann sie mich nicht lieben oder mir eine wirkliche Mutter sein? Ich weiß es nicht, werde es wohl nie erfahren. Denn so wie meine Mutter mit ihren Eltern gebrochen und seit etwa 20 Jahren keinen Kontakt mehr zu ihnen hat, so gehen auch wir einander aus dem Weg. Inzwischen sind fast 14 Jahre vergangen, in denen ich sie weder gesehen noch gesprochen habe.



Von Zeit zu Zeit startete ich einen Versuch, reinen Tisch zu machen. Doch bislang scheiterte es, da sie jede meiner Bemühungen blockiert. Ich habe mittlerweile aufgegeben, nach Antworten zu suchen. Ich habe aufgegeben, jemals eine Mutter zu haben, die ihren Sohn liebt und eine echte Oma für ihre Enkelkinder ist. Aber zwei bis dreimal im Jahr denke ich an sie. Zu Weihnachten, an ihrem Geburtstag und an Silvester. Merkwürdig, tief in meinem Inneren wünsche ich ihr alles Liebe und Gute.

Denn egal, welche Fehler eine Mutter macht: Meine ist die einzige Mutter, die ich habe und für die ich auch tiefe Gefühle empfinde, die wohl so 'was wie Liebe sind', trotz allem, was war, was nicht ist, wohl auch nie sein wird. Die Erinnerungen an meinen

Vater sind sehr blass. Die Zeit, in der er ein Teil unserer Familie war, war nur sehr kurz. Deshalb kann ich nur das wiedergeben, was mir meine Mutter erzählte: Mein Vater war Bäcker und Konditor von Beruf. Nach der Trennung von meiner Mutter hat mein Vater Jahre später eine andere Frau geheiratet. Ob ich Geschwister habe oder nicht und wie diese aufgewachsen sind, wissen die Götter. Was als Tatsache belegt ist und ich aus Erzählungen weiß, ist, dass er Alkoholiker war und gegen meine Mutter immer wieder gewalttätig wurde. In wieweit er mir gegenüber Gewalt angewandt hat? Das steht nun wiederum in den Sternen, ich habe keine Ahnung. Leider habe ich darüber auch nix aus den Akten vom Jugendamt erfahren, die ich später einsehen konnte.

Wo mein Vater heute lebt und was er macht, ist mir nicht bekannt. Und es ist mir auch scheißegal, da ich nur negative Gefühle für jemand hegen kann, den ich nie kennenlernen durfte und der sich für mich nachweislich nicht interessiert. Mein Vater hat sich damals einfach verpisst und mich in der Hölle zurückgelassen. Warum also sollte es mir dann wichtig sein, wer dieser Mann ist! Alles, was ich sicher weiß, ist, dass ich meinem Sohn und meiner Tochter heute ein guter und liebevoller Vater bin – und hundertmal besser, als meiner mir je hätte sein könnte.

Was meine Großeltern machen oder wie es ihnen geht, weiß ich auch nicht. Das letzte Mal gesehen habe ich sie mit sechs Jahren; die Erinnerungen sind verblasst, die Großeltern nur noch schemenhaft vorhanden. Vor vier Jahren, als die Sehnsucht nach einem Stück heiler Welt sich mal wieder in mir regte, habe ich einen Versuch gestartet, wenigstens mit meinen Großeltern Kontakt aufzunehmen. Leider nicht sehr erfolgreich. Als ich meine Oma anrief, entpuppte die sich als kaltschnäuzig und komplett desinteressiert. Sie machte mir unmissverständlich klar, dass ich nach wie vor nicht erwünscht war:

„Was will denn so ein Heimkrüppel wie Sie jetzt noch von uns? Weder haben wir Interesse noch irgendwelche Ambitionen, Sie wiederzusehen. Den Anruf hätten Sie sich sparen können!“

Das Gespräch dauerte genau so lange, wie sie brauchte, den Satz ins Telefon zu schnauzen. Ich war so perplex, dass ich nix erwidern konnte – und als ich endlich soweit war, kam nur noch ein Tuten aus dem Hörer. So etwas Gefühlskaltes und Abgewichstes habe ich selbst in den schlimmen Jahren zuvor nur selten erlebt!

Ich meine, hallo, ich rufe an, immerhin ihr Enkel... sie kennt mich, den erwachsenen Alex, doch gar nicht! Verurteilt mich aber, weil ich in einem Müllhaufen aufgewachsen bin, der unter anderem auch von ihrer Familie angelegt wurde. Alles natürlich und ausschließlich meine Schuld, ich habe mich als einjähriges Baby ja auch freiwillig dafür entschieden, so aufzuwachsen: Baby Alex meldet sich zum Dienst im Kinderheim, um dort zum Gangster zu werden, Gewalt erst am eigenen Leib zu erleben und anschließend überall da auszuleben, wo sich eine Gelegenheit bietet. Tschaka, du schaffst das, Baby! Wie verblendet und krank können Menschen nur sein! Blöd nur, dass mit diesem Telefonat wieder mal klar geworden ist, dass man auch in die Scheiße direkt hineingeboren werden kann! In solchen Momenten bin und war ich froh, dass ich diesen Personen – Mutter, Vater oder eben den Großeltern – nicht gegenüber gestanden habe. Das Wort „Amok“ hätte aufgrund meiner Wut und den daraus resultierenden Gewalteskapaden garantiert neu interpretiert werden müssen!

Es ist aber Gott-sei-Dank damals nicht dazu gekommen. Denn wenn ich heute das Lächeln meiner Kinder sehe, weiß ich, dass es einfach nicht wert gewesen wäre, die Zukunft mit meinen Kindern aufgrund eines solchen Ausbruchs auf's Spiel zu setzen.

Auch wenn schlechte Erfahrungen überwiegen, gab es doch Momente, die lustig waren. Die Meisten kenne ich natürlich aus Erzählungen, einige schossen mir im Laufe der Jahre als Erinnerungsfetzen durch den Kopf. Dazu sei noch erwähnt, dass ich zwar als einjähriges Baby ins Kinderheim abgeschoben wurde, aber zeitweise wieder bei meinen Eltern lebte. Man hatte wohl noch Hoffnung, dass sich alles zum Guten wendet. Aus dieser Zeitspanne stammt folgende Geschichte: Ich saß im sonnen-durchfluteten Wohnzimmer auf dem Boden und amüsierte mich mit einem Berg von Zeitungspapier – im Zerreißen und Knüllen der Seiten entwickelte ich fast schon Perfektion. Da kam mein Vater von der Arbeit nach Hause und wollte mich, wie immer an seinen guten Tagen, zur Begrüßung auf den Arm nehmen. Was mir gerade gar nicht passte. Mein Vater nahm mir prompt die Zeitung weg und packte sie in den Schrank. Kaum war er aus dem Zimmer, zog ich sie wieder heraus und knüllte aus einzelnen Seiten einen tollen Ball zusammen. Und dieser Papierball landete zielsicher als Volltreffer am Hinterkopf meines Vaters, als der ins Zimmer zurückkam. Er wollte losmeckern, aber meine Mutter, die das kleine Intermezzo mitbekam, fand das irre komisch. „Leg dich bloß nicht mit deinem Vater an“, sagte meine Mutter belustigt. Daraufhin fand auch mein Vater seinen Sinn für Humor wieder und am Ende saßen wir alle drei fröhlich lachend auf dem Fußboden.

Eine andere lustige Geschichte handelt von meiner Mutter, einem Glas Nutella und mir. Wie jedes Kind liebte ich diesen süßen Brotaufstrich über alles, weshalb mir meine Mutter schon mal ein großes Glas davon kaufte. Einmal versuchte ich dann, das klebrige Zeug auf einem Brötchen zu verteilen. Doch mit ungeschickten Kinderhänden ist das gar nicht so einfach! Entsprechend saute ich alles und auch mich komplett ein.

Meine Mutter – natürlich hocherfreut! – ließ gleich Wasser in die Badewanne ein, um ihr schokoladenüberzogenes Kind abzuschrubben. Als sie mich ausgezogen hatte, stellte sie fest, dass nunmehr auch sie eine beachtlich Schicht Nutella an Kleidung, Händen und in den Haaren hatte. Spontan beschloss sie, gleich mit in die Wanne zu steigen. So saßen wir am Ende beide kichernd im Schaum.

Erinnerungen an schöne Momente wiegen nicht auf, was ich an negativen Erfahrungen gemacht habe – aber es sind Lichtblicke der Normalität in einer Kindheit, die nur selten eine glückliche war. So über meine Kindertage nachdenkend, taucht in mir plötzlich die Frage auf, an was genau ich mich eigentlich erinnern kann, was meine allererste bewusste Erinnerung ist. Blitzartig erscheinen undeutliche Bilder vor meinem geistigen Auge, verschwinden wieder ... flüchtige, frühkindliche Sequenzen, die ich nicht greifen, geschweige denn irgendeinem bestimmten Ereignis zuordnen kann. Irgendwie unheimlich, diese Bilder und Gedanken, die mir sehr konfus erscheinen. Mache mir jetzt erst einmal einen Kaffee, vielleicht sehe ich dann wieder klarer.

Mein Kaffee dampft, die unvermeidbare Kippe, die auch nicht hilft, qualmt im Aschenbecher vor sich hin. Die undeutlichen Erinnerungen lassen sich nicht beruhigen, schwirren weiter in meinem Kopf, senden kryptische Botschaften aus unbewussten Tiefen. Unsicherheit – oder ist Angst? – steigt mit auf. Bin ich gerade jetzt bereit, dieses Gefühl zuzulassen, mich meinen Dämonen zu stellen? Was passiert dann? Mit mir, mit dem Mann, der gelernt hat, keine Schwächen zu zeigen und erst recht nicht loszuheulen? Männer werden nicht dazu erzogen, Schwäche zu zeigen oder gar darüber zu schreiben.

Und da ich jahrelang erfolgreich nicht nur Schwächen sondern auch sämtliche Gefühle, die Ängstlichkeit und Selbstzweifel signalisieren könnten, unterdrückt habe, packt mich diese Situation gerade schmerzhaft an den Eiern.

Und nicht nur da. Bei manchen Zeilen, die ich bisher geschrieben habe, könnte ich kotzen bei dem Gedanken an das, was mein Unterbewusstsein anscheinend ums Verrecken nicht freigeben will. Also erst einmal weiter im Text, was wichtig ist, kommt wieder und als Mittel gegen Kotzgefühle wirkt bestimmt die nächste Zigarette.

Weiter im Text heißt zurück in die allererste Kinderheim-Zeit, die bei mir einen weißen Fleck hinterlassen hat. Hier haben mal wieder die Jugendamt-Akten herhalten müssen, durch die ich unter anderem die Annahme, ich wäre bereits in meinem ersten Lebensjahr ins Kinderheim gesteckt worden, korrigieren musste. Ich landete als erstes bei einer Pflegefamilie, was die Tatsache weggegeben worden zu sein, auch nicht besser macht! Und alles nur, weil der Sorgerechtsstreit zwischen meinen Eltern eskalierte. Kommt in den besten Familien vor? Mag sein, tröstet aber nicht, weder damals noch heute. Ich war meiner Mutter nach der Scheidung zugesprochen worden, mein Vater bekam Besuchsrecht. Doch jedes Mal, wenn mein Vater sein Besuchsrecht wahrnehmen wollte, spielten sich theatralische Szenen ab. Hollywood ließ grüßen!

In diesem Zusammenhang erschien meinem Vater die Unterbringung in einem Kinderheim als eine sehr gute Idee. So nach dem Motto: „Wenn ich meinen Sohn nicht sehen darf, dann soll ihn seine Mutter auch nicht haben.“ Kleinkriege sind wohl bei Beziehungsproblemen an der Tagesordnung, wiso führen dan manche Eltern diese Probleme auf der Seele ihres Kindes diese Kleinkriege aus? Denken Eltern in solcher Situation eigentlich auch mal an ihren Nachwuchs? Anscheinend nicht!

Also nahm mich mein alter Herr mit zum Jugendamt, setzte mich auf den Schreibtisch des Sachbearbeiters und sagte einfach nur: „Mach was draus.“ Der Sozialarbeiter tat, wie ihm geheißen: Er machte was draus und steckte mich in besagte Pflegefamilie. Zusammengepackt und abgeliefert wie ein Paket mit Aufkleber „Vorsicht, Problemfall“. Erinnerungen? Keine. Ersatzweise drei Vermerke aus den Akten:

- Familie Schönewelt nahm zum 13.10.1979 das Kind mit dem Namen: Alexander Schell bei sich auf.
- Nach mehreren nachbarschaftlichen Beschwerden über Familie Schönewelt wurde eine Überprüfung des Umfelds der Familie angeordnet, ebenso eine Überprüfung der dort lebenden Kinder durch unseren Amtsarzt.
- Bei dem Kind Alexander Schell. wiesen Arme und Beine vielfach Hämatome auf, weitere massive Gewalteinwirkung ist auf das Ausdrücken von Zigaretten auf der Haut zurückzuführen.
- Daher ordnen wir die Unterbringung in der Einrichtung „Schönewelt“ an, um das Kind Alexander Schell. der massiven Gewalt zu entziehen, die es derzeit bei der Familie Schönewelt erfährt.

Ich fühle mich gerade nachträglich vom Schicksal verhöhnt, stellvertretend für den kleinen Alex. Da werde ich der mich misshandelnden Pflegefamilie Schönewelt entzogen und lande in einem Kinderheim gleichen Namens! Ja, leck mich doch am Arsch – Utopie lässt grüßen! Das konnte ja nix werden mit der schönen Welt im Kinderheim namens Schönewelt!

Schon wenn ich jetzt so beim Schreiben über mein erstes Lebensjahr nachdenke, wundere ich mich, dass ich letzten Endes doch noch ziemlich normal geworden bin: Gerade mal ein Jahr alt, hatte ich bereits den Doc bei meiner Geburt inklusive gebrochenem Arm und Kiefer überlebt, wurde meiner schlagenden Mutter weggenommen, nur um in einer Pflegefamilie zu landen, bei der Misshandlungen zum Alltag gehörten. Und es liegen noch 31 Jahre vor mir, die zu meiner Geschichte gehören.

Ich fand es übrigens echt krass, dass ich während der Recherche über meine ersten Kindheitsjahre zum ersten Mal Einblick in meine Jugendamt-Akten bekam.

So habe ich auch erfahren, dass ich nach dem Zwischenstopp in der Pflegefamilie in ein von Nonnen geführtes Kinderheim kam – das erste von insgesamt 15 Heimen, in das ich eingefahren bin und mit 5 Jahren entlassen wurde. Erinnern kann ich nur ganz wenig, mein Verhältnis zu Nonnen, diesem fehlgeschlagenen Experiment christlicher Nächstenliebe, ist allerdings mehr als getrübt. Humor ist, wenn man trotzdem lacht und so denke ich bis heute an diese Spezies als eine geklonte Gattung der Pinguine, die ich man schnellstmöglich in ihren angestammten Lebensraum, die Antarktis, zurückschicken sollte. Ich entschuldige mich übrigens hiermit bei allen Pinguinen dieser Welt, dass ich sie zu diesem Vergleich herangezogen habe!

Also, zurück ins Heim. Diffus erinnern kann ich mich nur an zwei Sachen: Ich war vielleicht drei Jahre alt und machte noch ins Bett, was bei Dreijährigen ja durchaus noch vorkommen kann, bei mir aber sehr oft und in Mengen geschah. Ich hätte in dem See, den ich nächtlich produzierte, mein „Seepferdchen“-Abzeichen machen können. Gummilaken, die eine ganze Matratze umspannen, sorgen jedoch in solchen Fällen für trockene Bettlaken. Da man in Kinderheimen meistens kein eigens Zimmer hat, lag ich ebenfalls mit mehreren Kindern zusammen in einem Schlafraum und teilte mir ein Hochbett mit Julia (die ich hier mal so nenne, weil ich ihren Namen nicht mehr weiß). Julia war bereits 14 Jahre als und musste sich mit mir, einem Dreijährigem und noch dazu Bettnässer, abfinden. Hat sie bestimmt nicht begeistert, war aber so. In unserem Zimmer standen neben den Hochbetten auch Stahlschränke für jedes Kind. Dann gab es noch einen kleinen Teppich, Bilder an der Wand und – nicht zu vergessen! – das obligatorische Kreuz mit dem misshandelten Jesus über der Tür.

Wie erwähnt war ich Bettnässer, und wo habe ich geschlafen? Natürlich oben im Hochbett. Was für Julias Nase nasse Konsequenzen hatte, da die Gummilaken in meinem Fall zwar das Betttuch trocken hielten, aber nicht verhindern konnten, dass mein Urin seitwärts ‘runterlief. Und wenn es jede Nacht pisst, bleibt auch irgendwann ein ziemlich penetranter Gestank nicht aus.

Arme Julia, auch ihr Schlaf fand in den meisten Nächten nur verkürzt statt, da ich nach dem Pinkel-Malheur jedes Mal unter Nonnenaufsicht mein Bett neu beziehen musste (Respekt, Julia, dass du das alles ausgehalten hast). Eines Nachts aber war Julia wohl dermaßen genervt, dass sie beschloss, das erneute Malheur nicht zu melden. Ich durfte sogar zu ihr ins Bett kriechen. Nachdem ich mich umgezogen hatte, versteht sich. Da lag ich nun neben Julia, wir schliefen auch fix wieder ein. Ich so fest, dass ich zum zweiten Mal ins Bett machte – und Julia, animiert von der warmen Nässe in ihrem Bett, pinkelte mit. Von dem Tage bzw. von der Nacht an schlief Julia im oberen Bett.

Meine zweite Erinnerung handelt von grünen Männern, einem Fahrrad und vielen Autos. Keine Ahnung, wie es dazu gekommen ist, aber als Vierjähriger bin ich eines Nachmittags mit einem Fahrrad aus dem Kinderheim abgehauen. Wobei ich nicht weiß, ob ich wirklich ausreißen oder einfach nur Fahrrad fahren wollte. Das Kinderheim steht auf einem Berg, eine lange Straße führt bergab bis in die Stadt. Klein Alex also auf und davon in die Freiheit, an vielen Autos und glücklicherweise auch an allen anderen potentiellen Gefahren vorbei. Irgendwann bekam ich es wohl doch mit der Angst zu tun, denn plötzlich stand ich bitterlich weinend in einem Tabak-Laden. Ich weiß nur noch, dass mir der Verkäufer sagte, dass mich gleich die „grünen Männer“ abholen würden. Grüne Männer? Wahrscheinlich wollte er mich damit aufheitern. Ich glaube aber, dass es mir nur noch mehr Angst machte, denn aus bitterlichem Weinen wurde lautes Gebrüll. Ich hätte es als kleiner Kerl sicher spannend gefunden, wenn er von „Polizei“ gesprochen hätte, aber „grüne Männer“ waren einfach unheimlich. Vermutlich erklärte ich den Beamten so ernsthaft, wie ein Vierjähriger nur sein kann, dass ich froh wäre, dass sie nicht grün seien; denn ich habe nicht vergessen, dass beide laut loslachten. Das war meine erste Begegnung mit der Polizei, zu dem Zeitpunkt noch eine sehr nette. Die Beamten fuhren mich dann schnurstracks zurück in das Kinderheim. Dort – im wahrsten Sinn des Wortes ein Bild des Schreckens – wartete am Eingang bereits die Mutter Oberin mit einem Rohrstock in der Hand.



Was danach kam, kann ich nicht mehr ganz genau abrufen. Selbstschutz nennt man das wohl. Aber Mutter Oberin schlug mich, mit diesem Rohrstock, für mich als kleiner Bub tat dies sehr weh und konnte ich noch nicht wirklich begreifen. Da dies aber in diesem Kinderheim zur Tagesordnung gehörte waren dies meiner ersten Erinnerungen an die sogenannten Erzieherischen Maßnahmen. Schläge oder einsperren in einen Keller waren unter anderem gepaart mit dem an den Haaren oder Ohren zu ziehen oder eben einsperren über einen längeren Zeitraum in einen dunklen Keller. Da ich wegen den Schlägen die ich von Mutter Oberin bekommen habe ziemlich brüllte sperrte man mich ebenfalls als kleines Dankeschön in diesen Keller mit einer Decke. Es war dunkel und muffig, ich hatte Angst und machte mir in die Hose, ich weiß nicht wie lange ich dort unten war aber es kam mir vor wie Stunden. Seit dem konnte nicht mehr richtig einschlafen bzw. durchschlafen, ich dachte immer wieder an Monster die mich auffressen würden. Vor allem hatte ich bis ich 10 Jahre alt war das Problem das ich dank dieser Erfahrungen noch Bettnässer war und schlaf geschädigt bis heute bin.

Nur so am Rande damals war es übrigens den Erziehungsberechtigten in Kinderheimen noch erlaubt, Kinder wie Jugendliche zu schlagen oder einzusperren. Wenn Eltern oder auch Pflegeeltern ihre Kinder schlugen, war das gesetzlich gesehen eine Straftat. Richtig so! Aber wenn Heimleiter, Sozialarbeiter oder eben Nonnen als erzieherische Maßnahme Schläge austeilten, galt das dann als pädagogisch notwendig wenn nicht gar wertvoll. Leider ist dies nicht nur damals so gewesen sondern wird gerne Heute ebenfalls in einige Heimen praktiziert, nur kommt das nicht zur Sprache, den schließlich sind es Erzieherisch wertvolle Maßnahmen.

Weitere Ereignisse aus der Zeit habe ich entweder vergessen oder weitestgehend ausgeblendet – bis auf das folgende Intermezzo, das mir bis heute Schauer den Rücken ‘runterjagt: Eines Abends saß ich mit Lego spielend auf dem Fußboden des Schlafrums, als eine Nonne ins Zimmer kam um nach dem Rechten zu sehen und natürlich auch zu überprüfen, ob ich überhaupt da war. Denn einige Kids sind von dort ja abgehauen.

Nach sie sich von meiner Anwesenheit überzeugt hatte, wollte sie wohl die ihrige nutzen, um gleich ein paar Kleidungsstücke für den nächsten Tag herauszulegen. Sie ging also auf meinen bereits erwähnten, schweren Stahlschrank zu, verlor aber das Gleichgewicht, als sie auf den Legosteinen ausrutschte. Geistesgegenwärtig klammerte sie sich an die Tür des Stahlschranks, der aber blöderweise nach vorne wegkippte, da er auf Rollen stand. Die arme Nonne wurde ganz einfach zerdrückt wie ein Negerkuss, Knochen knackten wie Äste, Blut strömte aus ihrem Mund. Und mittendrin ich, vierjährig und zu Tode erschrocken. Von dem Höllenlärm und meinem Geschrei angelockt kam, wer gerade in Hörweite war: Nonnen, Kinder, Krankenwagen, Polizei... . Was auch immer damals in mir vorging, ich weiß es nicht! Auf jeden Fall aber hatte ich eine Scheißangst – und meinen nächsten tiefsitzenden Knacks weg!

Für jeden Mist, jede Seelenblähung gab es in der damalige Zeit Gruppenkreise, jeder Rotz wurde thematisiert. Für einen durch einen dermaßen krassen Vorfall traumatisierten Vierjährigen aber gab's lediglich eine Umarmung und die Worte „alles ist gut“. Etwas mehr Kümmern und Trösten hätte es schon sein dürfen, denn nix war gut: Blut war rot, Nonne wahrscheinlich tot. Werde damit fertig, Kleiner!

Das erste Kindeheim von vielen, als Mini-Ausreißer in den Akten gelandet, Bekanntschaft mit einem Nonnen-Rohrstock gemacht, blutigem Nonnentod beigeohnt –und Bettnässer, da wurde es dem Jugendumt zu bunt, ich wurde nach Hause zu meiner Mutter geschickt. Dort blieb ich ungefähr ein Jahr, von dem ich nichts mehr weiß. Was auch immer in dieser Zeit vorgefallen ist, war wohl ernst genug um mich erneut in ein Heim einzuweisen.

Mit mittlerweile 5 Jahren bereitete ich mich daher auf den nächsten Umzug vor. Hätte man mir gesagt, dass dieses Heim eine Kinderpsychiatrie war, wäre ich trotzdem mehr als bereit gewesen. Woher sollte ich wissen, was „Irrenhaus“ bedeutet, ein Wort, das wiederholt durch meine letzten Tage daheim geisterte. Meine Mutter erhob natürlich keinen Einspruch und unterzeichnete ohne zu zögern die nötigen Papiere.

Schließlich war ich ja in ihren Augen eh ein unberechenbares Kind. In der Klappe befand dann ein gewisser Dr. Mohammed sofort bei ersten Untersuchung, dass es besser wäre, mich in der geschlossenen Abteilung unterzubringen. Angeblich stellte ich eine erhebliche Gefahr für mich und meine Mitmenschen dar. Wie kann ein 6 Jähriger eine Gefahr für seine Mitmenschen darstellen ... das soll mir doch bitte mal jemand erklären!

Ich wurde also in die entsprechende Station aufgenommen und stand fortan unter Beobachtung. Und harten Medikamenten. Als Begründung wurde mein „Nonnen-Trauma“ angeführt. Auch nach Akteneinsicht und nachträglichem Verstehen der Abläufe kann ich nicht begreifen, dass in der Kinderabteilung sechsjährige Patienten mit Medikamenten vollgepumpt werden. Valium wurde in dieser Zeit zu einem tollen Freund. Schnell wurden andere Dinge aber ebenso zu meinen Freunden. Wer nun glaubt, dass ich in der Klappe keinen Mist bauen konnte, irrt. Gewundert hat es weder meine desinteressierte Mutter noch die Ärzte. Letzteres wundert allerdings mich, waren es doch auf traumatisierte oder verhaltensauffällige Kinder spezialisierte Ärzte. Nun ja. In diese Zeit fällt der Anfang meiner eigentlichen Erinnerungen. Zwar sind die noch verwirrender als die meisten meiner Gedanken, aber zumindest kann ich sie einigermaßen zeitlich einordnen.



**K<sup>2</sup>** Das Land der Irren und Bekloppten.....

Da war ich nun angekommen im Land der Irren und Bekloppten. Streng genommen hätte ich mich hier schnell zurechtfinden müssen, denn nach Ansicht des Arztes gehörte ich ja genau in diese Kategorie. Bekloppt war allerdings nur, dass ich unter Bekloppten lebte: Ein Junge beispielsweise, einiges älter als ich, dachte, er sei Jesus und betete ohne Ende unter seiner Decke. Er brummelte dann irgendetwas über den Weltuntergang und dass er der Erlöser sei. Erlösung hat er gesucht, indem er da unter seiner Decke so lange versuchte, sich einen von der Palme zu wedeln, dass sein Schwanz jedes Mal übel zugrichtet war. Oder dieses eine Mädchen, das meinte, Käfer unter ihrer Haut zu spüren. Sie durfte nur mit Plastikgabeln essen, denn mit echten Gabeln stach sie urplötzlich beim Mittagessen auf sich selbst ein. Und dann war da noch eine andere, die mich nicht mochte. Und ich konnte sie noch viel weniger leiden. Eines Tages kam es mal wieder zum Streit, sie ging auf mich los und es kam zu einer heftigen Rangelei, bei der ich den Kürzeren zog. Die Beweggründe ihres Wutausbruchs, ihrer Aggressionen kann ich heute sehr gut nachvollziehen. Wie ich auch hatte sie vermutlich das Gefühl eingesperrt und missverstanden zu sein, komplett satt. Wer eine Zeitlang in totaler Unfreiheit und unter permanenter Kontrolle verbringt, dem knallen eben irgendwann alle Sicherungen durch.

Damals konnte ich Demütigungen dieser Art nicht auf mir sitzen lassen. Also plante ich, mich zu rächen und ihr den Schreck ihres Lebens einzujagen. Eines Nachts war es soweit: Ich schlich in ihr Zimmer, packte das Bett, in dem sie friedlich und nichtsahnend schlief, am Kopfende und schob es in den Flur Richtung Aufzug. Das war kinderleicht, da alle Betten auf Rollen liefen. Das Mädchen bekam dank Tiefschlaf überhaupt nicht mit, wie sie dank mir mitsamt Bett im Aufzug verschwand und wir bis in den Keller fuhren, wo ich das Bett in einer dunklen Ecke abstellte. Dann flitzte ich wie ein Irrer – der ich ja laut ärztlichem Attest auch war – zurück in mein Zimmer und stellte mir vor, wie sie in dem finsternen Keller aufwachen würde.

Schließlich war dies ja eine Angewahnte Erziehungs Maßnahme die ich aus meinem Aufenthalt in meinem ersten Kinderheim bei den Nonnen gelernt habe.

Bei der Aktion ist nichts Schlimmes passiert, von einem bösen Erwachen einmal abgesehen: Sie wurde recht schnell gefunden, völlig verstört in ihr Zimmer zurückgebracht und ans Bett gefesselt. Was mich betrifft, erwischten mich die Pfleger als ich gerade aus dem Fahrstuhl huschte. Sie vermuteten wahrscheinlich irgendeine Bössartigkeit meinerseits, denn sie schleppten mich in mein Zimmer und verabreichten mir mal wieder Pillen, um mich ruhigzustellen. Noch heute habe ich Angst vor Psychopharmaka und lehne jeglichen Gebrauch ab. Obwohl ich schon ab und zu gern in eine Welt flüchten würde, die mich in schützende Nebel hüllt und bedrohliche Gedankenfolgen abblockt.

Mädchen waren für mich als sechsjähriger Steppke allesamt schreckliche Nervensägen und das Letzte, was ich in meinem Tagesablauf brauchte. Doch irgendwie faszinierten sie mich auch, eine besonders. Sie war 14 Jahre alt und irgendwie lustiger als die anderen. Eines Tages machte sie sich an mich ran. Ja, genau, sie verführte mich zu meinen ersten sexuellen Aktivitäten. Wenn man es nett auslegt, könnte man von Doktorspielen sprechen, wie sie auch unter „normalen“ Kindern vorkommen. Da sie aber acht Jahre älter und schon voll in der Pubertät war, vermute ich heute, dass es mehr als das war. Kann sein, dass sie frühe Missbrauchserfahrungen machen musste und ihr der Altersunterschied nichts ausmachte. Ich finde es im Rückblick jedoch nicht normal, dass eine pubertäre Vierzehnjährige sich einen Sechsjährigen für sexuelle Spielchen aussucht. Auf jeden Fall war ich mit meinen sechs Jahren sexuell noch im Ruhemodus, begriff gar nicht, was da plötzlich vor sich ging. Sie spielte ausgiebig an meinem Pimmelchen, der noch nicht so richtig für große Taten ausgelegt war und auch nicht wusste, wie ihm geschah. Ich fand das alles nicht wirklich toll, eher nervend. Aber geknutscht, ein bisschen an Ihren Titten und ihrer Muschi 'rumgefingernt habe ich schon.

Während wir noch bei der Sache waren, kam zufällig einer unserer Behinderten dazu und störte uns. Vor lauter Schamgefühlen rastete ich aus, griff nach dem nächstbesten Gegenstand, einem Schlauch, und schlug ihn halb besinnungslos. Da es noch dunkel war, habe ich nix gesehen, sondern nur das Klatschen des Schlauches und seine Schmerzensschreie gehört. Bis die Pfleger kamen, schlug ich weiter vor Wut rasend auf ihn ein. Als das Licht anging waren daumendicke Striemen im Gesicht des Jungen zu sehen, die ich ihm in zugefügt hatte. Sie füllten sich mit Blut, einige platzten auf, ein Mix aus Blut und Tränen lief dem Jungen die Wangen hinunter. Lächelnd folgte ich den Pflegern widerspruchslos aus dem Raum, froh, meine Genugtuung gehabt zu haben. In meinem Zimmer angekommen bekam ich prompt wieder eine Drogendröhnung. Bis ich bald darauf ins Land der Bububären glitt, suhlte ich mich in der Vorstellung, nun wirklich eine Gefahr war für meine Mitmenschen zu sein. Das war die ebenso logische wie schreckliche Konsequenz aus der Tatsache, dass jeder ein Tier in mir sah, das ins Land der gefährlichen Bekloppten gehörte. Denn es war einfacher, ein Tier zu sein als gegen übermächtige Ärzte in staatlichen Institutionen anzukämpfen. Jetzt, im Nachhinein, tut es mir sehr, sehr leid, dass ich diesen Jungen damals so zugerichtet habe. Denn auch er war nur ein zufälliges Opfer und ich habe ihn misshandelt, einfach, weil ich meinen Aggressionen nicht unter Kontrolle hatte und er zur falschen Zeit am falschen Ort war. Aber so was kann man nun mal nicht mehr rückgängig machen ...

Aufgrund dieses Vorfalls wurde meine Mutter in die Klinik zitiert. Dort begegnete sie auf der Suche nach mir dem Mädchen, mit dem ich rumgemacht hatte. Als meine Mutter sie fragte, wo sie mich finden könne, erzählte ihr das Mädchen brühwarm von unserem gemeinsamen Erlebnis und fragte meine Mutter: „Wurden Sie schon mal in den Arsch gefickt?“ Ich kam gerade den Gang lang und sah, wie meine Mutter abwechselnd kreidebleich und puterrot wurde. Es muss ihr unheimlich peinlich gewesen sein! Überhaupt nicht peinlich dagegen war ihr die Ohrfeige, die sie mir aus lauter Wut darüber, dass ich in dieser Situation gelacht hatte, verpasste. Sie traf mich mit voller Wucht, so dass ich lang auf dem Boden hinschlug.



Meine Mutter hatte dann das Gespräch mit den zuständigen Ärzten, die ihre Einwilligung für eine Elektroschocktherapie haben wollten, die sie als geeignete Maßnahme zur Behandlung meiner Aggressionen empfahlen. Angeblich die einzig wahre Methode, meine psychischen Verhaltensauffälligkeiten unter Kontrolle zu bekommen. Meine Mutter war einverstanden. Was heute verboten ist und in meinem Fall sowieso völlig unverhältnismäßig war, habe ich 4 Mal in der Woche über mich ergehen lassen müssen – Elektroschocks in Kombination mit Medikamenten. Es hieß, die Elektroschocks würden nicht wehtun, aber das stimmt nicht! Teilweise habe ich vor Schmerzen nur so gebrüllt und hatte auch lange Zeit später deswegen oft Alpträume. Dank dieser Therapieform habe ich heute ein Sprachproblem, das sich dahingehend äußert, dass ich meine Sätze wiederholt mit „äh“ und „auf jeden Fall“ spicke, weil ich sonst stottern würde. Insgesamt war ich ein ganzes Jahr in dieser beschissenen Irrenanstalt und bis auf einzelne klare Momente, die sich in meinen Erinnerungen widerspiegeln, durchlebte ich diese Zeit in einem überwiegend nebulösen Zustand.

Obwohl ich nach wie vor als eine Gefahr für mich und andere und nicht therapiefähig galt, wurde ich wieder nach Hause entlassen. Geholfen hatte mir der Aufenthalt in der Kinderpsychiatrie ja nun nicht wirklich. Kein Wunder, dass sich auch das Zusammenleben mit meiner Mutter schwierig gestaltete. Alles, was ihr dazu einfiel war, mich erneut in ein Kinderheim stecken zu wollen. Wie es genau dazu kommen konnte, weiß ich nicht. Denn ich selbst hatte keineswegs den Wunsch, wieder in irgendeiner Einrichtung leben zu müssen. Man sagte mir lediglich, es sei das Beste für mich. Ach ja? Meine Vorstellung ging in eine ganz andere Richtung: Ich wäre überglücklich gewesen, in einer ganz normalen Familie aufzuwachsen. Aber was ist schon normal?

Bevor das Thema vertieft werden konnte, musste ich aber erst einmal ins Krankenhaus. Die Mandeln sollten raus. Ich schob eine wahnsinnige Panik. Seit meiner Zeit in der Klappe, in der man mir bei jeder Gelegenheit schwere Psychopharmaka verabreicht hatte, war jeder Weißkittel ein rotes Tuch für mich

Ich hatte tierische Angst, wieder tagelang in einem Bett vor mich hinzudämmern und nicht so recht zu wissen, ob es Tag oder Nacht war. Selbst die Tatsache, dass man nach einer Mandeloperation viel Eis essen darf, konnte mir die Sache nicht schmackhaft machen. Ich war also auf Ärger aus, dachte, wenn ich mich renitent genug verhielte, würden sie mich schon rausschmeißen. Tatsächlich ließ ich auch keine Gelegenheit aus, für Aufregung in der Klinik zu sorgen. Wie die Sache mit Pussie, meinem heißgeliebten Stofftier. Ich liebte das Pferd Pussie heiß und innig, denn es war mein bester Freund und war immer für mich da, wenn ich Angst hatte oder traurig war. Eines Tages darunterliegenden Vordach. Ich fackelte nicht lange, kletterte kurzerhand aus dem Fenster. Dann hangelte ich mich auf das Vordach und rettete meinen Freund. Dabei erwischte mich die Oberschwester. Die regte sich mächtig auf: „Junger Mann, wenn man dich mal für zwei Minuten aus den Augen lässt – ist dir eigentlich klar, was dir hätte passieren können?!“

Kopfschüttelnd eskortierte sie mich zurück in mein Zimmer. Doch alles, was für mich zählte, war, dass ich Pussie wieder bei mir hatte. Im Krankenhaus herumzuliegen ist für die meisten Kinder eine sehr langweilige Sache. Besonders, wenn man dann auch noch die ganze Zeit im Bett bleiben soll. Irgendwann wurde mir die Warterei auf das Gesundwerden unerträglich. Ich wollte raus, egal wohin. Also schlich ich mich aus meinem Zimmer, den Flur entlang und dann die Treppe hinunter. Ich spazierte durch die Klinik ohne bemerkt zu werden. Irgendwann gelangte ich in die Krankenhausküche. Da dort gerade niemand war, glaubte ich, meinen idealen Spielplatz gefunden zu haben, nahm ein paar Kartoffeln und begann sie – mehr oder weniger professionell – zu schälen. Doch es dauerte nicht lange, da wurde ich bei meinen hausfraulichen Aktivitäten gestört. Dummerweise war es schon wieder die Oberschwester, die mich schon bei Pussies Rettungsaktion ertappt hatte. Zum zweiten Mal gab es eine Standpauke, die sich gewaschen hatte. Für den Rest meines Krankenhausaufenthaltes stand ich unter besonders strenger Überwachung der Oberschwester. An dieser Stelle tut es mir nachträglich ein bisschen leid, dass ich die Gute so geärgert habe.

Nein, ich nehme das zurück, ich finde es heute noch lustig und würde es wieder machen, genauso wie damals.

Da war ich nun mit meinen sechs Jahren im Krankenhaus, umgeben von den gefürchteten Weißkitteln, hatte bereits eine Pflegefamilie, ein Kinderheim sowie eine Irrenanstalt hinter mir – und die nächste staatliche Einrichtung vor mir: aus dem Krankenhaus rein in den nächsten „Nonnen-Bunker“. Toll, vom Regen in die Traufe! Das Heim, in dem ich daraufhin landete, war ein reines Jungenheim. Keine Mädchen. Das gefiel mir nach meinen Erlebnissen mit dem anderen Geschlecht einerseits ganz gut, andererseits hatten die Mädchen aber auch auf ihre Art für Abwechslung gesorgt. Wie auch immer, ich hatte sowieso kein Mitspracherecht. Wie unschwer aus der Bezeichnung „Nonnen-Bunker“ zu entnehmen, wurde das Heim von Nonnen geleitet. Die kannte ich nun schon aus dem ersten Heimaufenthalt und aus dem Krankenhaus – und sie fielen mir auf die Nerven, indem sie mir lange Vorträge über den Sinn des Lebens und Gott hielten. Bei mir ging das alles zum linken Ohr hinein und zum rechten wieder hinaus. Manchmal presste ich die Hand vor den Mund, um nicht laut loszulachen. Einige Dinge waren aber nicht schlecht. Das Essen war beispielsweise toll. Leider mussten wir davor immer beten, was durch die Tatsache, dass wir Hunger hatten, ganz schön schwer fiel. Trotzdem gewöhnte ich mich auch irgendwie daran. Und das war auch gut so, denn es drohte bereits wegen jeder Kleinigkeit eine nervige Predigt.

Die größte Strafe allerdings war der sonntägliche Gottesdienst, eigentlich ein Höhepunkt der Langeweile. Und doch hatte ich manchmal auch meinen Spaß: Habt ihr euch schon einmal die Grimassen angeschaut, die ein Pfarrer so macht, wenn er auf der Kanzel steht und ganz entrückt die Stories von Jesus erzählt? Kann echt komisch sein. Nach dem Gottesdienst gab es einen unheimlich leckeren Sonntagsschmaus. Dann war meine Welt vorübergehend wieder in Ordnung. Manchmal finde ich es wirklich schade, dass ich nach zwei Jahren in diesem Heim wieder zu meiner Mutter zurückkehren musste.

Ob Predigten für Sechsjährige wirklich Sinn machen, wage ich jedoch zu bezweifeln. Ich habe beispielsweise damals nicht schlecht gestaunt, dass ein Busch nicht nur brennen, sondern gleichzeitig auch reden können sollte. Also beschloss ich, dieser aufregenden und spannenden These nachzugehen und bin mit einem Feuerzeug – das übrigens einer Nonne gehörte – zum nächsten Busch und habe ihn angezündet. Der Busch kokelte und stank bestialisch, wollte aber nicht wirklich mit mir reden, was mich maßlos enttäuschte. Blöder Pfaffe, wieder nur hole Phrasen!!

Überhaupt, die Bibel. Als ich älter wurde, gefühlte 1000 Gottesdienste später, habe ich doch mal darin gelesen. Einige darin beschriebene Begebenheiten sind echt schlimm, da haben damals einige Menschen bestimmt auch schon unter Traumata zu leiden gehabt! Wir sollten uns aber mal ehrlich fragen, ob das gesamte Buch nicht à la „stille Post“ zustande gekommen ist: Einer hat was gesehen, dem anderen erzählt, der wiederum einem Dritten, der es dann aufgeschrieben hat. Keiner kennt mehr den wahren Ursprung und was am Ende geschrieben steht, kann anfangs ganz anders geschehen sein. So in der Art stelle ich mir die Entstehung der Bibel vor. Würde an meinem Buch, an meinen Geschichten über Hunderte von Jahren verschiedene Menschen schreiben, käme vielleicht am Ende ein Actionthriller oder ein Horrordrama anstatt der wahren Geschichte über Heimkinder 'raus. Wie auch immer, für den Fall der Fälle, dass es mein Buch in 1000 Jahren noch geben sollte, hier meine Botschaft: Fackel keine hilflosen Büsche ab und warte nicht auf eine Stimme, sondern sei die Stimme selbst – und lass es bleiben!

Nach diesem kleinen biblischen Exkurs zurück zum Nonnenbunker. Für mich war das ein ganz besonderes Kinderheim und sicherlich eines der besten, in denen ich je untergebracht war. Es war halb Kloster, halb Internat. Wir schliefen dort in Mehrbettzimmern, durften tagsüber spielen und sogar fernsehen. Die meisten Nonnen waren sehr gut zu uns Kindern. Bis auf eine, aber bekanntlich gibt es ja in jeder Suppe ein Haar. Dafür war da aber auch eine, die ich besonders ins Herz geschlossen hatte: Schwester Winter.

Sie arbeitet noch heute in demselben Heim, ich habe sie einmal dort besucht und sie war genauso gut drauf wie damals. Leider war der Zeitpunkt meines Besuches ungünstig und ich habe sie nur kurz gesehen, gefreut habe ich mich aber trotzdem sehr. Sie war eine außergewöhnliche Person, diese Nonne. Sie schaute weniger auf unsere Fehler, sondern achtete viel mehr auf das, was an Gutem in uns Kindern steckte. Schwester Winter hatte wirklich ein sehr großes Herz und war bei allen Kindern unheimlich beliebt, sie wäre eine prima Mutti gewesen.

Einmal wurde ich von einem Auto angefahren, glücklicherweise war mir bis auf einen gewaltigen Schrecken und ein paar Schrammen gar nichts Schlimmes passiert. Aber Schwester Winter sofort da und kümmerte sich rührend um mich. Ich fühlte mich sicher und geborgen – ein Gefühl, dass mir danach nie mehr begegnet ist, bis ich meine jetzige Frau kennenlernte. Ein anderes Mal musste ich wegen Magenschmerzen ins Krankenhaus. Als ich wieder ins Heim zurückkehrte, wurde ich mich großem Hallo empfangen. Ich bekam ein riesiges Eis spendiert und fand 30 DM in meiner Spardose, in der vorher kaum etwas drin war. Das war damals sehr viel Geld für mich. Ein tolles Trostpflaster – und wer hatte es mir zugesteckt?

Natürlich Schwester Winter. Erneut im Einsatz war sie in der folgenden, ziemlich lustigen Geschichte, die sich im Sommer zutrug: Im Garten des Heims wuchs ein riesiger Baum. Der wollte natürlich bezwungen werden. Ich also 'rauf auf den Baum, immer höher und höher kletternd. Leider waren viele Äste schon ziemlich morsch und als ich oben war, krachte es und ich segelte in die Tiefe. Dabei habe ich mich am rechten Auge verletzt, die Wunde musste genäht werden. Die Narbe, die ich davontrug, sieht man noch heute. Auch hier kümmerte sich die Schwester sehr lieb um mich. Ich hatte damals 'ne Menge Alpträume, wen wundert's. Die meisten handelten von ekeligen, mich verfolgenden Spinnen. Eines Nachts nahm ich im Traum allen Mut zusammen, um diese Ekelviecher zu erschlagen. Ich schrie, hieb wild und mit voller Wucht auf sie ein – und dann war leider mein Kopfkissen kaputt.

Eine reife Leistung und vor allem eine große Sauerei, denn überall flogen die Federn herum wie Schneeflocken. Da ich in einem Mehrbettzimmer schlief, wurde jetzt mein Bettnachbar wach und zerriss mit meiner Hilfe auch sein Kopfkissen, und eine wilde Federschneeball-Schlacht begann. Natürlich blieb das von den Schwestern der Nachtwache nicht unbemerkt, die ob des Lärms stinksauer ins Zimmer sausten und uns zur Rede stellten. Allerdings zeigten sie dann doch Einsicht, als ich von meinem Albtraum erzählte. Die Kissen und Betten wurden wieder in ihren ordnungsgemäßen Zustand gebracht und ich schlief glücklich ein. Die Albträume blieben danach eine Weile aus.

Während ich das alles gerade aufschreibe wird mir bewusst, dass es echt schön ist, auch positiven Erinnerungen zu haben! Das war mir bis dato gar nicht richtig klar. Doch wie man weiß, folgt auf Sonnenschein meist Regen – und hinter der Tür, die mein Gedächtnis gerade einen Spaltbreit öffnet, lauert das nächste Andenken an meine Mutter und ihre gnadenlos gemeinen Erziehungsmethoden.

Es gab im Nonnenbunker eine Besuchsregelung, die zum Beispiel festlegte, dass die Kids in den Ferien sowie ein Wochenende im Monat nach Hause durften. Wenn die Eltern es wollten. Und wenn man seine Hausarbeiten regelmäßig machte, durfte man zur Belohnung abends auch mal einen Film sehen, der natürlich vorher von den Nonnen abgesegnet werden musste. Wir waren als Sechsjährige von Cowboys und Indianern voll begeistert, von daher haben wir meistens einen Western sehen dürfen. Wenn wir dann die Handlung nachspielten, war ich meistens der Sheriff und musste böse Indianer und Cowboys einsperren. Mein Name als Sheriff war „Donnerknall“; ich glaube es gab damals ‘ne Kinderserie, die so hieß. Im Nonnen Bunker war die Welt westernmäßig echt klasse. Nicht so, als ich mal wieder zu meiner Mutter durfte. Damals habe ich mir – wie viele Kinder – den Hintern nur selten vernünftig abgewischt. „Bremsstreifen“ waren die Folge, was meiner Mutter irgendwann zu bunt wurde.

Sie zog mir eine Unterhose mit deutlich sichtbarem Kackstreifen über den Kopf und rief die Nachbarskinder, die grade draußen spielten, in unsere Küche. Und da stand ich, nackt, mit der dieser Unterhose über dem Kopf, vor allen Nachbarskindern. Die lachten sich natürlich schlapp! Meine Mutter sagte: "Da habt er euren Sheriff Donnerknall." Für mich war es das beschissenste Gefühl, das ich jemals hatte. Heute noch wechsele ich 4 bis 6 Mal am Tag meine Unterwäsche. Das Sauberste an meinem Körper ist mein Arschloch, dass ich zwanghaft schrubbe, bis es blutet. Weil ich immer noch befürchte, nach Scheiße zu riechen und dass jeder, der in meiner Nähe ist, das vielleicht ebenfalls riechen könnte.

Als ich am nächsten Tag auf den Spielplatz kam, waren alle Kinder, die sich in der Küche über mich totgelacht hatten, auch da. Wie immer war es laut und fröhlich. Das änderte sich jedoch als ich schnurstracks auf den Jungen zuing, der gestern am Lautesten über mich gelacht hatte. Schlagartig trat Totenstille ein, als ihn mein erster wuchtiger Schlag im Gesicht traf, der ihm die Nase brach und das Blut auf den Asphalt strömte. Aber damit nicht genug. Ich schlug seinen Kopf immer und immer wieder auf den harten Asphalt, so dass ein Schneidezahn absplitterte und er vor Schmerzen nur so brüllte. Zu den anderen Kindern, die um uns herum standen, sagte ich nur: „Noch jemand hier, der lachen möchte? Keines der anderen Kinder hat jemals wieder über mich gelacht.

Weil ich den Jungen dermaßen übel zugerichtet hatte, wurde natürlich meine Mutter von dem Vorfall informiert. Ich bekam dafür eine mächtige Tracht Prügel. Aber mit jedem Schlag mit dem Kochlöffel, den meine Mutter auf meinen Hintern sausen lies, hörte ich das Wimmern des Jungen. Ich genoss es, dass er ebenso hatte leiden müssen wie ich – in der Küche mit der Unterhose über dem Kopf sowie jetzt in diesem Moment. Er hätte ja nicht lachen müssen. Ein Therapeut, dem ich das mal erzählt habe, hat mich gefragt was ich daraus gelernt habe. Meine Antwort kam schnell und ohne zu zögern: „Wenn ich nur stark genug bin und ich jemanden schlage, bis dieser nicht mehr zu erkennen ist, dann lacht keiner mehr über mich sondern zollt mir Respekt!“

Das fühlt sich heute wie damals gut an, nur war ich damals sechs Jahre alt, nicht Kampfsport erfahren und lediglich 135 Kilo schwer. Heute lachen aufgrund meines Erscheinungsbildes die wenigsten Menschen über mich. Damals aber war es die rohe Gewalt, die ich nutzte um Angst und Schrecken zu verbreiten. So wie andere es zuvor mit mir gemacht hatten, worauf ich jahrelang in Angst lebte. Zu der Zeit, als sich die Sache mit der Unterhose zutrug, machte sich jedes Mal, wenn ich mich ungerecht behandelt fühlte, mich schämte oder aus einem anderen Grund wütend wurde, ein heftiger Druck in meinem Kopf bemerkbar, der sich dann auf ganzen Körper ausbreitete. Nachdem ich den Jungen dermaßen brutal fertig gemacht hatte, ging es mir gut, meine Wut war verbracht, ich fühlte mich frei von jeglichem Druck. So war es jedes Mal. Im Laufe der Jahre wurde dieser Druck größer und ich lebte dann meine Wut voll aus, war wie in einem Gewaltrausch.

Ein Richter sagte später einmal zu mir: „Mit der Menge Blut, die du vergossen hast, könnte man ein Schwimmbecken bis zur Hälfte füllen! Findest du das gut?“ Klar, zu dem Zeitpunkt fand ich das sehr gut. Heute bin ich gegen Gewalt, egal in welcher Form. Aber damals, und das bereits mit sechs Jahren, war es meine erste Droge. Wie jeder weiß, muss irgendwann bei jeder Droge die Dosis erhöht werden. Was in meinem Fall schnell umzusetzen war, schließlich war ich in einem Kinderheim untergebracht, wo lauter Opfer leben. Trotz dieses extremen Gewaltausbruchs durfte ich weiterhin an den „Besuchswochenenden“ zu meiner Mutter. Ich freute mich immer riesig darauf und es klappte auch ganz gut mit uns beiden. Es dauerte jedoch noch zwei Jahre, bis ich wieder ganz zu meiner Mutter durfte. Da war ich acht Jahre alt.

Die Nachricht, dass ich nach Hause durfte, erschien mir im ersten Moment als das allergrößte Glück. Schließlich hatte ich mich so sehr nach meinem Zuhause gesehnt. Auch meine Mutter zeigte anfangs guten Willen und wollte es offenbar noch einmal ernsthaft mit mir versuchen.



Leider dauerte es nicht allzu lange und ich wurde wieder für alles Mögliche, was meiner Mutter nicht passte, mit Schlägen bestraft – nur, dass sich diesmal Ihr Lebensgefährte ebenfalls an diesen Prügelorgien beteiligte. Meine Mutter war wohl immer noch nicht offen für ein Kind, ihr Kind, nach wie vor total überfordert.

Also wurde ich nach 6 Monaten in mein nächstes Kinderheim gesteckt. Was mir allerdings nach diesen sechs Monaten zuhause vermutlich mehr als recht war, denn die waren auch nicht annähernd so glücklich, wie ich sie mir anfangs erhofft hatte.